

Die Suche nach dem wahren Christkind

I

Alle Kinder suchen nach dem wahren Christkind.

Während des Wartens in den langen Wochen vor Weihnachten beschäftigt sie nichts so sehr: Ob sich ihnen nicht irgendwo und irgendwie in einem kurzen Augenblick das Christkind selbst einmal zeigt? Ob sie es nicht wenigstens einmal belauschen oder beobachten können?

Die Erwachsenen machen ihnen solche verlockenden Andeutungen, dass ihnen die Seele vor Erwartung zu platzen droht, und wenn sie ihren Eltern davon sprechen, sagen die ganz kühl, sie müssten halt lernen, ihre Neugierde zu bezähmen.

Nein, meine Neugierde ließ sich nie zähmen, und bis heute leide ich unter ihr; so alt ich inzwischen bin, umso schlimmer quält mich ein unstillbarer Wunsch, das wahre Christkind doch einmal sehen zu dürfen.

Eigentlich müssten mich meine vielen vergeblichen Bemühungen und vor allem die erlebten Enttäuschungen und Blamagen, ja Demütigungen längst eines Besseren belehrt haben – hat es aber nicht! Und als ich einmal meinem besten Freund – natürlich unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit - davon erzählte, schüttelte der nur den Kopf und meinte: „Junge, Junge, willst Du denn nie erwachsen werden?“

Wenn das der Preis war, erwachsen zu werden können, die banale Wahrheit, es gebe kein Christkind, das sei doch alles Kindertheater, nein, was solle denn daran schön sein? Und wenn die, die sich gegen soviel Banalität wehrten, nichts hatten als die schmuddelige Ausrede, wenn schon alles nur Schwindel sei, sei es doch Kinderseligkeit, in dieser wunderbar illusionären Welt so lange zu verharren, wie es eben ginge. Danach bliebe ja immerhin noch der Griff nach einer Flasche Alten Genevers.

Na, denn mal prost !

II

Matthias Claudius geht mir durch den Kopf, nicht nur für Goethe einer der Größten unter die Dichtern, denn er schrieb:

Siehst du den Mond dort stehen,
er ist nur halb zu sehen
und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen,
weil unsere Augen sie nicht sehn.

Aber es schmerzt eben, immerzu und immerfort nicht zu sehen, aber oft genug auch nicht lachen zu können.

Als ich 5 Jahre alt war, starb unser Vater, und ich erinnere mich genau, je näher Weihnachten kam, desto intensivere Verhandlungen führte ich mit meinem Schutzengel, mir doch unseren Papa wiederzubringen. Für den Engel hielt ich jeden Abend in meinem Kinderbett einen Platz neben mir unter Zudecke frei. Dahin legte er sich, und ich konnte alles Wichtige mit ihm flüsternd bespre-

chen; und der verstand sehr wohl, dass mein kleines Brüderchen, das eben erst laufen lernte, und ich den Papa dringend wieder brauchten. Es konnte doch nicht sein, dass der Papa nicht zurückkam. Das Christkind wusste doch ganz genau Bescheid, es hatte doch auch gesehen, dass der Herr Jäger eines Morgens mit seinem Opel P4 zu uns vors Haus gefahren kam und Mama und Papa und mich abholte. Es war das einzige Mal, dass ich in einem Auto in den Kindergarten gefahren wurde, ach, war das schön! Aber dann stand ich in der Kindergartentür und die Schwester hinter mir legte ihre Hand auf meine Schulter, und ich schaute dem Auto nach, das mit Mama und Papa davonfuhr. „Nach Frankfurt muss der Papa“, hatte die Mama gesagt, „der Papa ist krank und muss sich die Leber behandeln lassen. Du hast das doch gehört, wie das der Dr. Hilf gesagt hat“. Ja, ja, das hatte ich wohl gehört, aber doch nicht verstanden, dass jetzt der Papa für Wochen fortbleiben sollte. Auch, dass die Mama immer wieder für ein paar Tage nach Frankfurt fahren musste, um den Papa zu

besuchen, und immer mit traurigerem Gesicht zurück aus dem Krankenhaus kam, und ihr das „Auch schöne Grüße vom Papa“ mit immer mehr und immer heftigeren Tränen über die Lippen kamen.

„Alles das weißt du doch. Und auch dass wir zum Glück dann beide krank wurden, die Masern bekamen, mein Brüderchen und ich, und einige Tage bei abgedunkeltem Zimmer in unseren Bettchen bleiben mussten, wie uns Dr. Hilf mit ernstem Gesicht einschärfte. Und du weißt auch, dass wir uns über den vielen Besuch freuten, als wir langsam wieder gesund wurden, alle Onkels und Tanten kamen uns besuchen, extra in feierlich schwarzen Kleidern und Anzügen, und die Oma aus Werden und die beiden Omas hier aus Limburg, alle waren sie bei uns und es gab sogar Kuchen zur Feier des Tages unserer Gesundung.

„Du erinnerst dich doch auch“, flüsterte ich dem Schutzengel neben mir unter dem Oberbett zu, „wie die Mama mir beim Zubettgehen leise sagte: „Das wird den Papa beim Lieben Gott im Him-

mel sicher auch freuen, dass ihr heute so einen schönen Tag hattet und so viel Besuch und jetzt wieder ganz gesund werdet.“ Und dass die Mama nun nicht mehr nach Frankfurt fahren musste, freute sie wohl auch, dennoch hat sie heute sehr, sehr geweint. Warum? Sie hat kaum ein Wort herausgekriegt, so sehr hat sie geschluchzt: „Der Papa ist ein Feigling. Er lässt uns hier sitzen, so ganz alleine, nur ihr und ich, und er lässt es sich im Himmel beim Lieben Gott gutgehen“.

„Also“, sagte ich meinem Schutzengel damals am Abend vor Weihnachten, „wenn das so ist, wie die Mama sagt, glaube ich, dass du oder besser noch das Christkind mal ein ernstes Wort mit dem Drückeberger reden musst. Macht es den Leuten im Himmel doch nicht so verdammt bequem, dass sie ihre Kinder und Frauen auf der Erde vergessen. Was soll das denn für ein Weihnachten morgen für uns hier werden, wenn der Papa nicht wiederkommt, nur weil es ihm beim Lieben Gott so gut gefällt. Wenn das Christkind uns eine Freude machen will, soll es uns

bite, bitte, den Papa wieder herbringen. Sag ihm das bitte.“

Ich weiß nicht mehr, was mir mein Schutzengel darauf geantwortet hat; wohl weil ich endlich eingeschlafen bin. Der nächste Tag verging, wie alle Tage vergehen, an deren Ende der Heilige Abend gefeiert werden soll, für die Erwachsenen geschäftig, für ihre Kinder viel zu langsam. Aber mir war das ganz recht, denn bis es dunkel wurde und der Weihnachtsbaum angezündet werden konnte, hatte mein Schutzengel ja eine schwierige Aufgabe, denn wenn es meinem Papa im Himmel so gut gefiel, musste er sich ja entschließen zu uns zu kommen und sich von allen seinen Freunden und Bekannten da oben verabschieden. Und der Weg von dort nach hier war ja gewiss sehr weit.

Als es dann dunkelte und die Mama mit uns das Weihnachtszimmer betrat, schaute ich mich genau um, suchte mit meinen Blicken alle vier Ecken sorgfältig ab, während die Mutter auf ihrer Flöte ein Weihnachtslied spielte. Nein, vom Papa keine Spur! Ziemlich enttäuscht machte ich mich über die Geschenke her, die

unter dem Christbaum für mich lagen. Ich packte eines nach dem anderen aus, insgeheim mich mit dem Gedanken gegen die Erwartung wappend, eines der Geschenke könnte sich beim Entpacken unter meinen Händen vergrößern und vergrößern und endlich dann der Papa aus ihm heraustreten.

Natürlich endete dieser Heilige Abend in einer tiefen Enttäuschung – aber doch nicht ganz. Denn, als uns die Mama ins Bett brachte, klopfte es am Fensterladen. Was ich dachte, braucht nicht beschrieben zu werden, und doch rührte es uns alle drei zu Tränen, was da geschah. Und als wir uns ausgeheult hatten, konnten wir den Abend getrost beenden. Denn als die Mutter den Fensterladen öffnete, sah sie draußen vor der Haustüre ein sehr großes Paket stehen. Ich lief mit meiner Mama vor die Türe und wir hatten alle Mühe, das Paket ins Weihnachtszimmer zu schaffen. Dort packten wir es aus, und fanden ein Lebkuchenhexenhäuschen, größer als ich.

Das stand lange, lange im Weihnachtszimmer, ehe wir uns

getrauten, von den Lebkuchen und Plätzchen etwas abzubrechen und zu kosten, ja wir scheuten uns ehrlich vor der himmlischen Gabe.

Nach Dreikönig erst fand sich dann im Hexenhäuschen ein Brief des guten Dr. Hilf, der uns Kindern schrieb, wenn schon unser Papa an diesem Abend nicht zu uns kommen könne, so solle dies dennoch ein Gruß von ihm sein. Unser Papa habe uns nicht vergessen.

III

„Hast du das Hexenhäuschen gesehen? Der Papa hat es mit dem Christkind geschickt...“ Ja, mein Schutzengel hatte es gesehen und fand es auch wunderschön. Und ich vergaß auch nicht, mich zu bedanken, denn dass der Schutzengel dazu mitgeholfen hatte, das war doch klar.

Mehr als ein Jahr später hatte ich ein schreckliches Erlebnis. Seit Ostern ging ich nun schon zur Schule und die Welt der Erwachse-

nen öffnete sich mehr und mehr vor mir. Das war auch für die Mutter hilfreich, konnte ich ihr doch fortan mehr und mehr zur Hand gehen und ihr die eine oder andere Besorgung abnehmen. So zum Beispiel zum Bäcker und dem kleinen Lebensmittelladen im Schlenkert gehen, bei ersterem ein Brot holen und in letzterem ein Päckchen Linsen. Stolz steckte ich die eine silberne Mark in die Hosentasche und warf mit heldenhaftem Schwung das Einkaufs-netz über Schulter und Rücken und marschierte los.

Die lange Galmerstraße verkürzte ich mir dadurch, dass ich die Bordsteine rauf und runter sprang und dazu das Liedchen sumgte, das uns Lehrer Grimm, der so bewundernswert gut Geige spielte, beigebracht hatte. Schade, dass wir nicht immer von ihm unterrichtet wurden sondern nur in Musik und Malen, aber allein das machte schon den strengen Lehrer Arthen wett, bei dem es so wenig zu lachen gab. Aber zum Prügeln war dieser dafür umso schneller bereit; erst gestern hatte er mir den Hosenboden mit seinem Haselstecken versohlt, nur weil ich die

Gertrud, die mir so gut gefiel, ein bisschen am Rock gezoppelt hatte. Das hätte der Grimm bestimmt nicht getan, ich wollte doch keinen Streit und ihr gar nichts Böses, sondern sie nur ein wenig necken ...

Inzwischen war ich am Sportplatz der Pallottiner angekommen, aber auf dem war nichts los. Also lief ich weiter bis zur Gartenstraße, und da sah ich, dass der Schuster Hellbach denselben Weg hatte wie ich. „Guten Tag, Herr Hellbach“, sagte ich und wollte eigentlich an ihm vorüber laufen, als er mich ansprach: „Na, kleiner Mann, wo geht's denn hin?“ „Zum Bäcker und in den Laden um Brot und Linsen für meine Mutter.“ „Kannst du das denn schon?“ Ob der Mann mich beleidigen wollte? „Wieso? Bin ich denn nicht groß und stark genug, der Mutter ein paar Besorgungen zu machen?“ „Na, ich weiß nicht, groß und stark? Bekommst du denn auch gut und genug zu essen daheim?“ „Wieso? Es bekommen doch alle Kinder daheim von ihrer Mama genug zu essen.“ „Das ist es ja eben. Du hast nämlich

gar keine Mama.“ „Quatsch, alle Kinder haben eine Mama.“ „Wenn sie nicht gestorben ist, du kluges Kind. Und deine ist schon vor Jahren gestorben.“ „Das glaubst du doch selbst nicht, denn eben, als ich daheim weg bin, war sie noch ganz lebendig.“

„Das ist nicht deine richtige Mama. Ich war selbst mit der Beerdigung deiner richtigen Mutter, damit du es weißt, du dummer Fratz!“ Was sollte ich machen? Ich streckte dem blöden Kerl die Zunge raus, schrie „Ätsch, doofer Hellbach!“ - Ich habe aber doch eine Mama und sogar eine ganz liebe!“ und rannte, was ich konnte die Gartenstraße hinab und durch den Schlenkert zum Bäcker, erstand ein Brot, bekam zwei saure Himbeerbonbons dazu, rannte zum Lädchen um das Päckchen Linsen und ging, so schnell ich konnte, nach Hause.

Meine Mutter wusste nicht, wie ihr geschah, dass ich so flink zurück war und dazu noch auf einen Küchenstuhl kletterte und ihr um den Hals fiel. „Mama“, sprudelte es aus mir heraus, „wie gut, dass du da bist. Eben hat mir nämlich der blöde Schuster Hell-

bach erzählt, ich hätte keine Mama, und du wärest tot und er mit deiner Beerdigung gegangen.“

Das traf die Mutter wie ein Blitz, sie erstarrte und rührte sich eine ganze Weile nicht und begann dann fürchterlich zu weinen und wollte gar nicht aufhören, so viel ich auch auf sie einsprach. Das konnte ich nun wirklich nicht verstehen, und ich dachte nicht anders, als hätte ich etwas sehr Schreckliches getan oder gesagt, und die Mama würde jetzt wegen meiner Schuld nie mehr lachen und mit mir spielen.

Schließlich verkroch ich mich in meine Spielecke und begann selbst zu weinen, ich weiß nicht wie lange. Es vergingen einige Tage und die verstärkten den Eindruck, die Mutter würde nun nie mehr mit mir reden, und wenn doch, dann höchstens kurz und knapp: „Putz dir die Zähne!“ oder „Wasch dir gefälligst die Hände!“ oder „Zieh dich bitte an!“ oder „Lass das sofort sein“.

Selbst mein Schutzengel, als ich ihm an diesem und den folgenden Abenden von dem Erlebnis und seinen Folgen sprach, war

ratlos. Es musste ein Geheimnis geben, an das der Schuster gerührt hatte, und ich musste etwas grundfalsch gemacht haben, dass die Mama jetzt so verändert war.

IV

Inzwischen hatte der Zweite Weltkrieg begonnen, und Mutter erinnerte sich des Ersten und ihrer Kindheitserlebnisse in Werden und des Steckrübenwinters und der ersten Besetzung des Ruhrgebietes durch Franzosen. Besonders, dass sie damals erstmals Schwarze gesehen hatte, wunderschöne und gerade Menschen, wie sie uns erzählte.

Dass das keine Erfindung war, stellte sich bald heraus, denn irgendjemand schenkte mir eine Schuhschachtel voller Soldaten, gebrannte Lehmfiguren, die in täuschend natürlicher Bemalung die schreckliche Wirklichkeit des Ersten Weltkrieges in meine Spielecke einführten, vom ersten Hurraschreier in deutscher bis zum letzten Gefallenen in englischer Uniform. In französischer Uniform war ein besonders großer schwarzer Soldat darunter,

der die Hände hob, um sich gefangen nehmen zu lassen.

So stand denn dem häuslichen Kriegstheater nichts im Wege, und wir konnten bei schlechtem Wetter a miniature gewaltige Schlachten aufführen. Dafür und für Kriegsspiele bei schönem Wetter im Freien hatten wir Papphelme, mit Hakenkreuzen, das alte Elend aktualisierend.

So gewannen wir Kinder einerseits ein positives Verhältnis zu Ereignissen, die mit anschwellender Bedrohlichkeit in unser Leben einbrachen, was wir umso spannender empfanden, als andererseits die mit der Kriegswirklichkeit verbundenen Scheußlichkeiten uns zutiefst verängstigten. Diese Ambivalenz zwischen lustvoll erlebter Spannung und bedrohlich ängstigenden Vorkommnissen sollte vom Herbst 1939 bis ins Frühjahr 1945, also meine Kindheit vom 6. bis ins 12. Lebensjahr in immerfort sich steigender Schärfe bestimmen, und ich denke, dass sich meine grundsätzlich pazifistische Einstellung im Erwachsenenalter aus den damals allzu reichlich zu verdauenden Erfahrungen ergab.

Das begann mit Kinderspielen, in denen wir das, was wir aus der Erwachsenenwelt aufschnappten, nachstellten und verarbeiteten; diesen imaginären, immer zu glücklichen Ausgängen lenkbaren Veranstaltungen traten solche der realen Mächte jener Tage entgegen, die sich keineswegs nach Wunsch dirigieren ließen, ja, die uns führten, wohin wir nicht wollten.

Zum Beispiel die Vorbereitungen auf den Luftkrieg. Herrlich, dass aus dem flachen Gelände um den Blumenröder Hof nun endlich ein Militärflugplatz wurde! Was gab es dort nicht alles zu sehen, wo hinein konnten wir unsere kleinen Neugiernasen nicht stecken? Jagdflugzeuge, leichte Kampfmaschinen, Vierlingsgeschütze für die Luftabwehr, alles das war höchst interessant. Starten und Landen der Maschinen, Funkverkehr hierhin und dorthin,, dazu die schneidigen Soldaten der Luftwaffe in ihren tollen Uniformen! Welch eine bunte Welt!

Wenn wir mit unseren Rollern um unseren Häuserblock fuhren, die Helme auf, waren wir da nicht Flieger, die gleich abheben

und durch den Luftraum sausen würden ...Bomben auf England
?!

Dagegen passte es uns weniger, dass wir Luftschutzübungen machen, die zwei im Keller eingerichteten Luftschutzräume bei Probealarm aufsuchen mussten, um uns dort still und unbeweglich auf einem Stühlchen, einem Hocker oder vielleicht auch mal auf einem Schemelchen setzen und den langweiligen Vortrag des Herrn Stein anzuhören hatten, wie und wann die Fenster zu verdunkeln seien und vor allem warum! Und was man in den Keller mitnehmen durfte, und was nicht, und was Fliegeralarm bedeutete und was Voralarm und was Entwarnung und was Vorentwarnung, und wie die Sirenen das alles verkündeten.

Ja die Sirene, ausgerechnet unserem Haus gegenüber an der Ecke des Häuserblocks wurde die aufgestellt und wenn sie losging, lieber Himmel, das stach geradezu in die Ohren, und zwar deshalb besonders, weil sich an unserer Häuserecke der Schall verding. Und da ich aus meiner Kinderbibel wusste, dass Josua die Mau-

ern von Jericho mit Posaunenschall zum Einsturz gebracht hatte, verdammt, da konnte unser Haus gewiss nicht dem Schall dieser Sirene standhalten .Es war nur eine Frage der Zeit, wann unser Wohnhaus mit allen sieben Wohnungen einstürzen würde, und immer, wenn die Sirene in all den langen Kriegsjahren los ging, fuhr ich aus meinem Bett und in meine Kleider und Schuhe, und rannte als erster in den Keller, später in die verschiedenen Bunker, die damit zu den Schauplätzen unserer Kriegsexistenz wurden.

Gleich, ob es Sommer war oder Winter, gleich ob es regnete oder schneite, gleich ob die schönste Sonne schien oder der Mond über uns Kellerasseln und Bunkerwanzen lachte, die Sirene jagte uns in den Keller, in den Bunker. – Dort gab es nicht einmal Toiletten, so dass, als in den späteren Kriegsjahren unsere Bunkeraufenthalte sich zu Ganztagsbeschäftigungen ausdehnten, wir immer größere Perfektion und Erfahrung in der Anlage und Pflege der Kakusalleen in Bunkernähe entwickeln mussten.

Man gewöhnt sich ja an vieles, nie gewöhnt habe ich mich an die beengende und beängstigende Not, die schon das übungsweise Aufsetzen einer Gasmasken bedeutete. Wo andere Kinder sich aus diesen Übungen einen Jux machten, mit der Maske wie mit einer Gruselfratze herumtobten und andere zu erschrecken versuchten, litt ich klaustrophobische Qualen,, Befürchtungen, aus dieser Eingengung dicht mehr herauszukommen, und dies ganz besonders, wenn die Atmung durch das Anschrauben des großen Luftfilters noch zusätzlich erschwert wurde.

Überhaupt war für meine lebendige Phantasietätigkeit all das, was man über Bombenangriffe hörte, ja bei den Luftschutzübungen lernen sollte, reines Gift. Unter Häusern verschüttet werden, von einem zerstörten Haus sich notfalls durch einen selbst zu grabenden Tunnel in den Nachbarkeller retten müssen, ach, welche bedrückende Aussichten! Die Gewalt der Explosionen, die die Trommelfelle in den Ohren, ja die Lungen, die man doch notwendig zum Atmen brauchte, zerreißen würden – all das erregte in

mir schreckliche Furcht.

IV

Gegen Ende des Jahres 1939 entschloss sich Mutter, mit uns beiden in die Berge zu ziehen, wo sie uns vor Luftangriffen sicherer glaubte, um dort das für bald erwartete Kriegsende abzuwarten. Sie erinnerte sich, dass zwei Jugendleiterinnen, bei denen sie ein Jahr im Kinderheim auf Borkum gearbeitet hatte, inzwischen in Oberstdorf in den Alpen ein privates Kinderheim betrieben. Zu ihnen nahm sie Kontakt auf, bot ihnen ihre Mitarbeit als Kindergärtnerin an und wollte als Lohn nur freie Kost und Logis für uns und sich. Den beiden Heimleiterinnen war das Angebot willkommen, und so fuhren wir im Spätherbst nach Oberstdorf ins Allgäu.

Ich erinnere die Fahrt noch sehr gut; da ich Fahrten in Autos und Zügen nur schlecht vertrug, musste ich immer schon nach weni-

gen Kilometern Fahrt ausgiebigst erbrechen, und bis Oberstdorf waren es deren einige Hundert. So stand ich auf der Fahrt länger vor den stinkenden Kloschüsseln etlicher Eisenbahnwagen, als ich auf meinem Platz sitzen und aus dem Fenster schauen konnte. Zu allem Elend quälte mich damals auch noch heftiger Keuchhusten, aber, o Wunder, als wir in Oberstdorf aus dem Zug stiegen, war die Übelkeit schlagartig verschwunden, und ich hustete auf dem Bahnsteig noch einmal – und dann nicht wieder. Ich war selig, aber diese allen Erwachsenen unverständliche Duplex-Heilung trug mir den Verdacht ein, ich sei ein Hypochonder, der sich seine Krankheiten durch Einbildung je nach Wunsch herbeizaubern könne und dieses Mittel ausschweifend benutze, die lieben Mitmenschen zu terrorisieren. Und da die schreckliche Reiseübelkeit das nächste Mal bei jeder Gelegenheit wieder auftrat, galt ich fortan als eingebildeter Kranker und wurde ständig aufgefordert, mich so oder anders zu verhalten und mich zusammen zu nehmen.

In einer Situation, in der das keiner erwartete, führte mein Leiden zu einer wahren Katastrophe. Das kam so: Für den Heiligen Abend hatten sich die beiden Heimleiterinnen als besondere Überraschung für sich und Mutter und uns eine Pferdeschlittenfahrt durch die verschneite Bergwelt ausgedacht. Und weil die beiden Damen als glühende Verehrerinnen des damals noch glorreichen Führers von einer christlichen Weihnacht nichts hielten, planten sie diese Schlittenfahrt durch die winterliche Natur als eine treffliche Begehung der germanischen Wintersonnenwende.

Uns Kindern waren diese Zusammenhänge nicht bewusst, obgleich uns auffiel, dass Mutter darauf bestand, wenigstens mit mir in die frühmorgendliche Weihnachtsmette zu gehen. Das hatte eine Verlegung der Schlittenfahrt auf den späten Nachmittag zur Folge, weil nach der Rückkehr noch ein paar Stunden Schlaf bis zur Mette bleiben mussten.

Als der Pferdeschlitten am Nachmittag zum Kinderheim *Berghal-*

de kam, waren wir natürlich kaum von den prächtigen Tieren, die mit bunten Decken und silbernen Glöckchen geschmückt waren, wegzubekommen, denn vor dem Feiertag waren noch ein heißes Bad und Kleiderwechsel und andere uns Kindern verhasste Pflichtübungen zu erfüllen. Aber dann ging es los:: Wir wurden in schwere Säcke aus Pferdedecken gesteckt und auf den prächtig geschmückten Schlitten gesetzt, die Erwachsenen stiegen auf den Schlitten, der Fuhrmann bestieg die vordere Schlittenbank, und die Pferde zogen an.

Es waren zunächst ebene Wege, die wir fuhren,. Der Schnee knirschte unter den Kufen und dieses Knirschen mischte sich mit dem schleifenden Ton, den der Schlitten auf dem Schnee erzeugte, zu einer seltsam an- und abschwellenden Melodie.

Als dann die Wege unebener wurden, begann der Schlitten nicht nur hin und her zu schwanken, sondern, wohl weil der Schnee doch nicht überall dick genug unter den Kufen lag, ruckelte und zuckelte das Gefährt auch in der Vorwärtsbewegung immer unre-

gelmäßiger.

Zuerst beachtete ich das leise Aufstoßen und Grummeln in meinem Magen nicht besonders. Im Gegenteil, ich fühlte mich wohl und lauschte den Gesängen, die die beiden Heimleiterinnen anstimmten, und weil darin eine hohe Nacht mit klaren Sterne vor- kam, lehnte ich mich zurück und schaute zum tiefblauen Himmel hinauf und freute mich über das Glitzern der goldenen Sterne.

Hätte ich das nur nicht getan, denn die ungewohnte Lage erregte offenbar Schwindelgefühle in mir, der weder Schaukel noch Kar- russell vertrug, und eine so plötzliche Übelkeit, dass nicht nur meine Kleidung und mein Pferdedeckensack besudelt wurden, sondern auch die Pelzjacke der Heimleiterin, die bis dahin so schön gesungen hatte.

Was soll ich sagen, der germanische Gesang verstummte und man schälte mich aus den bekleckerten und sehr übel riechenden Textilien, versuchte jedoch die glöckchenspielbegleitete Schlitten- partie fortzusetzen. Der Versuch musste freilich bald schon wie-

der unterbrochen werden, da ich wohl zum Kaffee reichlich dem Honigkuchen zugesprochen und beim ersten und zweiten Rückwärtsessen noch nicht bereit war, alles von mir zu geben, sondern für einen weiteren, dritten Akt des Dramas noch etwas zurückzuhalten trachtete.

Natürlich handelte ich mir durch solch ein unangenehmes Verhalten das allerhöchste Missfallen ein, so dass sich zum inneren Übelsein auch noch heftige äußere Tadeleien gesellten. An denen wurde nicht gespart, weder auf der alsbald angeordneten Rückfahrt noch nach der Ankunft in der 'Berghalde'; dort schickte man den Verderber der rein gemanischen Winternachtfeier jedoch sofort ins Bett, was mir dann wenigstens vorerst weitere Anmerkungen zu dem unappetitlichen Vorfall ersparte.

Jedoch nur vorerst, denn schon beim Frühstück des Ersten Weihnachtstages musste ich mir anhören, dass ich die eigentlichen Höhepunkte der Schlittenpartie zunichte gemacht hätte, das geplante Mahl mit allgäuer Schinkensemmeln bei Kerzenbeleuchtung in

der verschneiten Berghütte und die schöne Abfahrt vom Berg hinab ins Dorf mit brennenden Fackeln durch die verschneite Nacht. Schuldbewusst schweigend kaute ich auf meinem Hafer-schleimsüppchen, bis ich es nicht mehr aushielt und ich in der Toilette Zuflucht suchte, die ich an diesem Morgen nicht mehr verließ.

Am Nachmittag gab es dann ein größeres Schauspiel; eines der größeren Mädchen im Heim erhielt den Besuch ihres Vaters. Diese Mädchen, hieß es Elisabeth Rödgen oder Röthke? litt unter epileptischen Anfällen, was aber für ihr Zusammenleben mit den anderen Kindern keine Schwierigkeiten brachte, jedenfalls nicht solche, deren ich mich erinnern könnte. Als aber ihr Vater zu Besuch kam, stand das Heim Kopf. Alles wurde doppelt so schön aufgeräumt, doppelt so sauber hergerichtet, und die Kinder mussten sich doppelt so brav verhalten.

Als dann der Vater in seiner schwarzen Kleidung aus seiner schwarzen Limousine stieg, versammelten sich alle in der Ein-

gangshalle und sangen zu seiner Begrüßung ein Lied, und die zwei Jugendleiterinnen sprachen süße Worte.

Viel später erklärte mir Mutter, dass dieser Herr in der schwarzen Uniform ein hoher Berliner SS-Führer war, der seine Tochter in der 'Berghalde' versteckte, weil er für seinen erbkranken Nachwuchs Schlimmes befürchtete. Und ich erklärte Mutter noch sehr viel später, dass es sich um einen der Helfer Eichmanns gehandelt haben dürfte, eben um jenen Berliner Anwalt, der als SS-Hauptsturmführer über ein Außenamt der Dienststelle Eichmanns in Paris die Deportation und Vernichtung der französischen Juden organisierte.

Nein, an diesem Weihnachten kam ich dem wahren Christkind gewiss nicht näher, oder vielleicht doch?

V

Die nächste Christnacht wollten wir zu Hause erleben. Zwar wa-

ren wir im Sommer 1940 noch einmal in Oberstdorf gewesen, dieses Mal jedoch im Sommer. Und da die Oma Drost aus Werden mit in Oberstdorf war, und zwar in einer Pension bei einem Bauern mit einem lustigen Laufbrunnen in einem ausgehöhlten Baumstamm im Hof, bestimmte das Leben im Heim nicht ausschließlich den Ablauf der Tage. Außerdem waren Ferien, Sommerferien, und im Gegensatz zur ersten Mal musste ich nicht durch täglichen Unterricht und Übungen Schulversäumnisse wettmachen.

Das Sommerhäuschen für Puppen im Garten der 'Berghalde' ist mir noch in heiterer Erinnerung, die Rollenspiele, die wir dort ausführten gleichfalls, und auch das Ende dieser Herrlichkeiten, als nämlich ein Hornissenschwarm sich dort einnistete, die wir lange Zeit unbehelligt beobachteten. Als wir dann aber unvorsichtiger Weise den Erwachsenen von unseren Beobachtungen erzählten und mit unserer Freundschaft zu den großen Bienen prahlten, wurde das Sommerhäuschen verschlossen und am letz-

ten Ferientag rückte ein Kammerjäger an, der das ganze Puppenhaus gewaltig unter Dampf setzte und mit Rauch einhüllte, so dass die mit uns befreundeten Insekten ein trauriges Ende fanden.

Sonst aber beherrschen mich erfreuliche Erinnerungen an jene Ferientage; eine Wanderung in die hohen Berge und hinauf zur Mädlegabel war ebenso spannend wie anstrengend, dafür aber ein andermal ein Spaziergang entlang der Trettach mit ausgiebiger Plantscherei in ihrem eiskalten Gebirgswasser um so erholsamer. Dann kam auch noch der frisch pensionierte Onkel Willi Schäfer aus Essen nach Oberstdorf, Oma Paulas Bruder, und der las uns jeden Tag ein Märchen der Brüder Grimm vor und ließ sich gerne beim Spiel auf seiner Violine von jedem, der wollte, bewundern. Durch ihn wurde Günters vierter Geburtstag zu einem Fest für alle Heimkinder, soweit sie in den Ferien nicht nach Hause gefahren waren, und uns. Ein erhaltenes Foto zeigt die Geburtstagstafel mit allen Teilnehmern, wie jeder einen besonders

gebastelten Kopfschmuck trägt, und nur das Geburtstagskind schmückt eine zuckerhutähnliche Tüte aus buntem Krepp-Papier auf dem Kopf. Topf schlagen und Sackhüpfen, ein Eierlauf und Laufspiele mit Fangen im Garten schlossen zu aller Vergnügen das Fest ab.

Pünktlich zum herbstlichen Schulbeginn fuhren wir nach Limburg zurück, und bald hatte uns der Schul- und Kriegsalltag wieder vereinnahmt. Meinen langen Nachhauseweg von der Wilhelmitenschule bis ins Galmerviertel versüßte ich mir schon mal dadurch, dass ich mir die Auslagen der beiden Limburger Spielwarengeschäfte in der Diezer Straße, nicht allzu weit weg von der Schule, anschauen ging. Bei Baldus lagen eher technische Spielsachen aus, Märklin-Baukästen und Spielzeugeisenbahnen, während Spielwaren-Müller mehr mit aktuellen Angeboten lockten, mit neuesten Kaufläden und elektrisch beleuchteten Puppenküchen, mit Schaukelpferden und Puppenwagen.

Seit ich den Kosmosbaukasten „Der kleine Chemiker“ im Schau-

fenster bei Baldus gesehen hatte, wusste ich, was ich mir dieses Jahr zu Weihnachten wünschte.

Mit der nahenden Weihnachtszeit trieben Mutters häufiger auftretende geheimnisvolle Andeutungen, die sie vor uns gleichermaßen ausbreitete und dennoch verbarg, unsere Weihnachtserwartungen auf ein stetig wachsendes Niveau hinauf. Das zeigte sich auch darin, dass ich immer wieder nach der Schule am Baldus'schen Schaufenster vorbeiging und nachsah, ob der Chemiebaukasten noch dort stand. Denn irgendwie war ich mir im Klaren, dass Mutter etwas mit der Rolle des Christkindes zu tun hatte, wenn ich mir dessen auch nicht sicher war. Als dann eines Tages der Kasten aus dem Fenster verschwunden war, glaubte ich Bescheid zu wissen.

Auf verdeckte Andeutungen meinerseits reagierte die Mutter freilich unwissend bis unfreundlich; aber gehörte sich das nicht so? Würde ich nicht gleichfalls unwirsch antworten, wenn die Mutter nach dem fragen würde, was ich ihr zum Fest bastelte?

So blieb ich in quälendem Unwissen sowohl über das Christkind als auch über die Erfüllung meines Herzenswunschs. Als ich am nächsten Tag nach der Schule am Schaufenster ohne Chemiebaukasten vorbei schlenderte, kam mir die anscheinend erlösende Idee, wie ich des Rätsels Lösung finden konnte. Im Weitergehen dachte ich darüber nach, wo – wenn denn die Mutter den Chemiekasten gekauft hätte – sie ihn aufheben würde. Da der Kasten ziemlich groß war, kam dafür nur ihr Kleiderschrank in Frage.

Als die Mutter am Nachmittag zum Bäcker um frisches Brot ging, schlich ich mich in Mutters Schlafzimmer und schloss eine Tür ihres Kleiderschranks nach der anderen auf und öffnete sie. Zunächst fand ich nichts; dann zog ich eine alte Strickjacke herunter, die oben den Blick in die Hutablage verdeckte, und nun sah ich den blauen Deckel des Chemiebaukastens dort oben stehen. Mehr wollte ich nicht sehen, also versuchte ich die Strickjacke wieder dort oben hinaufzubugsieren, was sich aber bei meiner bescheidenen Körpergröße als unmöglich erwies. Ich musste auf einen

Stuhl steigen, aber im Schlafzimmer stand keiner. Also ins Wohnzimmer gehen, einen holen, mit der Strickjacke hinaufsteigen und diese vor den Chemiekasten legen – endlich hatte ich das geschafft. Ich stieg vom Stuhl, schob den zur Seite, und drückte die Schranktür zu.

In diesem Augenblick hörte ich jemanden die Wohnungstür aufschließen. Geschwind schob ich den Stuhl ins Wohnzimmer, als die Mutter auch schon in den Flur trat, die Einkaufstasche an der Garderobe abstellte, um den Mantel abzulegen. Ich kam wie zufällig aus dem Wohnzimmer und trug auffallend hilfsbereit die Einkaufstasche in die Küche.

Dabei klopfte mir vor Aufregung das Herz bis zum Halse, aber, als die Mutter kein auffälliges Verhalten zeigte, glaubte ich, meine Untat sei unbemerkt geblieben. Froh wurde ich ihrer freilich nicht, im Gegenteil, es war nicht nur die Spannung, mit der wir Kinder auf die Überraschungen des Christabends zu warten pflegten, gänzlich verschwunden, ich wusste auch nicht mehr, ob

ich mir wirklich einen solchen Chemiekasten hätte wünschen sollen. Alle die Experimente, auf die ich gefreut hatte, sie mit seinen Gerätschaften und Chemikalien auszuführen, fand ich mit einem Mal fad und uninteressant. Ja, bald ertappte ich bei dem Gedanken, der Mutter mein Vergehen zu beichten, was ich dann aber doch aus Angst vor den Folgen unterließ.

Schließlich kam der Heilige Abend, und als wir vor der Bescherung auf den Moment warteten. In dem die seit zwei Tagen verschlossene Tür zum Wohnzimmer aufging und wir zum Christbaum mit seinen vielen brennenden Kerzen und der Krippe darunter hinzutreten konnten, packte mich Angst und ich wagte nicht, dorthin zu gehen.

Wir sangen '*Zu Bethlehem geboren*' und '*Stille Nacht, heilige Nacht*', Mutter spielte auf der Flöte, und dann durften wir von unseren Geschenken die Tischdecke wegziehen. Auf meinem Tisch lagen ein paar Kleinigkeiten, ein paar kratzig aussehende warme Strümpfe und sonst nichts. Sonst nichts? Günter war wie immer

reich beschenkt, aber bei mir lag neben den Kleinigkeiten nur noch ein Briefchen mit einem kleinen goldenen Stern : FÜR PETER PAUL. Ich riss den Brief auf und las:

„Lieber Peter Paul,

eigentlich hatte ich für Dich einen Chemiebaukasten als Geschenk vorgesehen. Aber ich lasse mir von neugierigen Jungen nicht meine Geheimnisse aufdecken.

Denk mal selbst darüber nach.

Das Christkind“

Damit begannen natürlich die Schwierigkeiten erst richtig: Wusste das Christkind wirklich von meiner Spionage? Woher aber? Wieso aber? Aber und aber und lauter aber.